



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

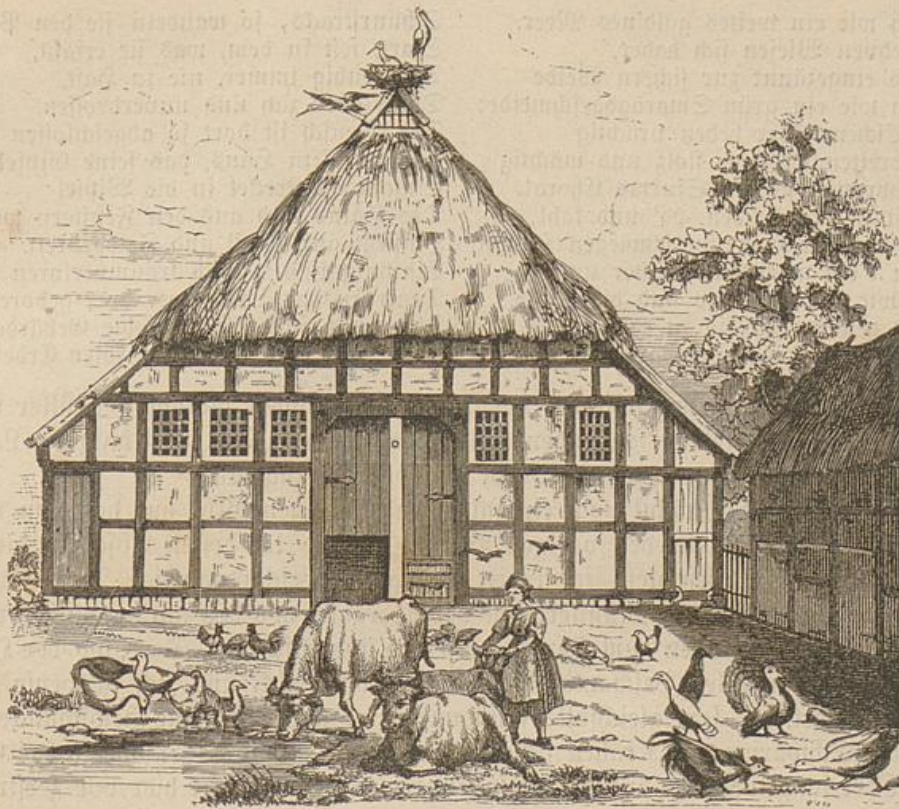
### **Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland**

**Richter, Julius Wilhelm Otto**

**Leipzig, 1882**

Land und Leute in Westfalen.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-30040**



Westfälisches Bauernhaus.

## Land und Leute in Westfalen.

Das Land im allgemeinen. — Das alte Sachsenvolk und sein Glaube. — Westfälischer Volkscharakter. — Ein westfälischer Bauernhof. — Westfälische Sitten, Feste und Volkstypen. — Volksaberglaube. — Bedum, das westfälische Schilda. — Industrie (Eisen, Leinweberei in Ravensberg, Bielefeld und Herford; Backöfen in Gütersloh u. s. w.). — Westfälische Kunst. — Westfälische Dichter (Freiligrath, Levin Schücking, Annette v. Droste-Hülshoff u. a.).

„Zieht ihr den Rhein  
 Hinab weit ins Gebreit hinein,  
 Wo keine Berge mehr sich heben,  
 Das Land sich strecket flach und eben,  
 Da bietet rechts vom grünen Fluß  
 Mein Heimatland euch treu den Gruß.  
 Nicht gibt es wie der Rheinische Gau  
 Im bunten Wechsel reiche Schau.  
 Nur selten heben Turm und Thor  
 Uralte Städte dort empor,  
 Sie spiegeln keine stolzen Dome  
 Ehrwürdig grau im alten Strome;  
 Ja selten selbst ist Dorf und Flecken  
 Entlang die weitgeplanten Strecken.

Deutsches Land und Volk. VI.

Einsam auf stillgehegtem Gut  
 Wohnt dort der Bauersmann. Das thut  
 Weil einzig er den Boden pflegt,  
 Der Korn und Holzung wohl ihm trägt  
 Und Roß und Rinder reichlich nährt,  
 Doch nicht ihm Wein und Frucht gewährt,  
 Wie sie an Rheineshügeln reifen.  
 Man sieht ihn nicht das Land durchstreifen  
 Zu markten regsam frisch beim Handel;  
 Eintönig ist der Heimat Wandel.  
 Doch ob es formenlos sich spannt,  
 Es hegt in lieber Treu das Land,  
 Wer dort entsproß. Die gelben Auen,  
 Von Früchten wogend, sind zu schauen

9

Gleich wie ein weites gold'nes Meer.  
 Es dehnen Wiesen sich daher,  
 Rings eingezäunt zur sichern Weide  
 Gleich wie ein grün Smaragdgeschmeide;  
 Die Eichenwälder heben prächtig  
 Die breiten Kronen; stolz und mächtig  
 Durchbrauset sie des Sturms Choral.  
 Selbst in den Heiden, öd' und kahl,  
 Da pocht ein Herz: verschwiegen stumm  
 Geh'n d'rin geschiedne Geister um.  
 Und wie das Land, so sind die Leute.  
 Wie's gestern war, so ist es heute  
 In ihren Herzen; offen, grad',

Schnurstracks, so wandeln sie den Pfad,  
 Stark, fest in dem, was sie erfasst,  
 Doch ruhig immer, nie in Hast,  
 Dann aber zäh und unverdrossen.  
 Der Mensch ist dort so abgeschlossen  
 Fast wie sein Haus, das seine Gipfel  
 Einsam ausstreckt in die Wipfel  
 Des Hains und aus den Fenstern weit  
 Hinzieht auf Wies' und Feldgebreit.  
 Eintönig ist's. Doch traumverloren  
 Denkt an das Land, wer dort geboren;  
 Ihm zuckt voll Nüchtern die Gebärde  
 Nach Land und Volk der „roten Erde“.\*)

Mit diesen Versen schildert der rheinische Sänger Wolfgang Müller von Königswinter in seinem reizenden idyllischen Epos: „Die Maitönigin“ Land und Leute in Westfalen charakteristisch und poetisch zugleich.

Werfen wir zunächst noch einmal einen flüchtigen Blick auf das von uns in den letzten Kapiteln des vorigen Bandes, sowie im ersten Abschnitt dieses geschilderte Land Westfalen, so finden wir ganz verschiedenartige Typen ausgeprägt. So ist schon im Münsterlande der Übergang von den nordwestlichen eiförmigen Heidegegenden zum Herzen desselben überraschend. Da, „wo der Hirt in halb somnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert, als sein gleichfalls somnambuler Hund und seine Heidschnucken“, wo nur Schwärme von Krähen sich im Sande baden und das mövenartige Geschrell der jungen Kibitze aus Stachelsträuchern ertönt, wo nur hier vor zerstreut liegenden Hütten sich Kinder im Sande wälzen oder Käfer fingen, tauchen allmählich Baumgruppen und Wiesenflächen auf, tönt uns das Geschmetter zahlloser Singvögel entgegen, gaukeln auf Heideblumen Schwärme blauer und milchweißer Schmetterlinge. „Fast jeder dieser Weidegründe“ — so schildert uns die westfälische Nachtigall Annette v. Droste-Hülshoff diese Gegend — „enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillierte Schalen niederfallen und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit, der die holländische Marine mit Masten versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterdust, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die lang gestreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenen Auge nach den Kindern zu schauen scheinen, welche hellfarbig und gescheckt, wie eine Damwildherde, sich gegen das Grün des Waldbodens oder den blassen Horizont abzeichnen, und in wechselnden Gruppen

\*) Über die Bedeutung der Benennung „rote Erde“, vermutlich mißverständnernermaßen für das plattdeutsche „raue Erde“, d. h. rauhe oder bloße Erde mit Bezug auf die auf freiem Felde abgehaltenen Femgerichte haben wir uns schon im vorigen Bande bei Dortmund ausgesprochen. Nach andern bedeutet „rote Erde“ soviel wie „rotsteinichte“ von den vielen Thonsteinen, die der Boden enthält.

durcheinander schieben, da die Heiden immer Allmenden sind und jede wenigstens 60<sup>o</sup> Stück Hornvieh und darüber enthält. . . . Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eins, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenchrei oder ein aus seiner Laubperücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Gott“ oder „Haver“ hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grell anschlagender Hoshund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir wie ein liegender Balken durch das Gestrüpp des Erdwalles zeichnet.“ Doch hat Luxus und Industrie diesen Typus schon hier und da verwischt. Anders ist wieder der Charakter des Paderbornerlandes, wie wir ihn im vorigen Kapitel geschildert haben: unabsehbare Getreidefelder oder steiniger Boden bis in die Nähe der quellenreichen Paderstadt. Daran grenzt im Osten das romantische, aber auch schon ziemlich durchlichtete Gebirge des klassischen Teutoburger Waldes, wo in Sommernächten Tausende von Leuchtwürmchen an jeden Zweig ihre Laternchen hängen. Auch fehlt es nicht an grünen, quellendurchrieselten Thalschluchten, an anmütig gelegenen Bergschlößchen und reizenden Felspartien; doch die Dörfer daselbst gehören zu den elendesten und rauchigsten Westfalens. Einer der romantischsten Teile des Landes beginnt mit der Gegend von Corvey links und rechts mit der Grafschaft Mark. Wir haben im zweiten Kapitel dieses Bandes und im vierten des vorigen Abschnitts in Band V. die reizenden Weserlandschaften sowie Ruhr und Lenne eingehender geschildert. In der einen Gegend bilden die segelnden Fahrzeuge, in der andern das Pochen der Hämmer das belebende Element. Die kühnen Gebirgsformen der Ruhrgegend gehen dann von der höchsten romantischen Wildheit zur Ode im Sauerlande über. Wir erinnern an das Sundwiger Felsenmeer, „wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen“, an Klusenstein und die feenhaften Tropfsteinhöhlen, an die schäumenden Wehre und Mühlräder, an die Berührung der unverdorbenen Natur in ihren grotesksten Formen mit den Künsten und Gewerken der Industrie. Wir treten dann in das von der Natur minder gesegnete Sauerland ein, von dem Karl der Große gesagt haben soll: „Dieses ist mir ein saures Land geworden!“ Doch die richtigere Etymologie als „Süderland“ ist bereits gegeben. „Das Gebirge ist wasserreich und in den Thalschlünden das Getöse der nieder-rauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhand nehmenden Fichtenwäldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. Überall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen zum Teil noch nicht ergründet sind und an die sich Sagen von Wege-lagerern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach, sonderlich, wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich mindestens eines poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhu in den Spalten lebendig wird und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hochöfen wie glühende Rachen gähnen, wirre Funken Säulen über sich aufblasen und Baum und Gestein umher mit rotem Brandscheine überzittern.“

**Das alte Sachsenvolk und sein Glaube.** Dies ist also in allgemeinen Umrissen das Land Westfalen zwischen Rhein, Weser und Ems zur Zeit Karls des Großen; dazu kommen noch die Striche zwischen Weser und Elbe, das eigentliche Ostfalen und das zwischen beiden in der Enge liegende Engern, von dem wir jedoch heutzutage weder geographisch, noch mundartlich alles zu Westfalen rechnen können. Woher der Name Falen etymologisch stammt, darüber ist viel gestritten worden. Die einen halten es gleichbedeutend mit „Fohlen“, d. h. junges Pferd, wie denn Wittekind ein springendes Pferd in seinem Banner als Wappen gehabt haben soll; andre denken an den Grenzpfahl zwischen Ost- und Westfalen, wieder andre vergleichen ein altdeutsches Wort phal mit dem englischen fellow, d. h. Kamerad, Bursche, noch andre falen mit dem lateinischen regio, d. i. Gegend, und manche haben sogar eine Verwandtschaft der Falen mit den Vandalen finden wollen. Zu Tacitus' Zeiten saßen hier die germanischen Stämme der Brukterer, Sigambrer, Marsen, Angrivarier und Cherusker, also die Völker im Nordwesten Deutschlands, die besonders in den Eroberungszügen des Drusus und Germanicus eine wichtige Rolle gespielt und dem großen römischen Geschichtschreiber den Hauptstoff zu seinem unsterblichen Werke Germania geliefert haben. Hier besonders um Weser, Ems, Ruhr und Lippe siedelten sich die Urgermanen im Eichengrün und in abgetrennten Hainen an und bauten ihre Blockhütten an Quellen oder Bächen — sicut fons aut nemus placuit — und noch heute erinnern die „rauchgeschwärzten, erntekranzgeschmückten Scheunenthore“ der zerstreut liegenden westfälischen Bauernhöfe im Münsterlande an die Vorfahren der jetzigen Westfalen. Später gingen die genannten germanischen Völkerschaften in den großen Bund der Sachsen auf, welche 32 Jahre lang mit einer seltenen und bewundernswerten Hartnäckigkeit gegen Karl den Großen ihren alten Glauben und ihre alten Sitten verteidigten. Und so zäh hielten sie an ihren uralten, von den Vätern ererbten Bräuchen, daß fast nirgendwo in ganz Deutschland sich noch so viele Spuren des frühern Götterglaubens und Heidentums erhalten haben, wie in Westfalen. Wir können hierfür nur einzelne Beispiele aufführen, weil uns einzelne einzugehen uns zu weit führen würde. So erzählt man heute noch in Westfalen von dem „wildem Jäger“ auf milchweißem Rosse, welches Feuer aus den Nüstern sprüht; sein Haupt beschattet ein breitkrempiger Hut und seine Schultern bedeckt ein faltiger Mantel, davon er den Namen „Hackelbärend“, d. h. der Mantelträger, führt. Auch Hackelberg wird er genannt und in anthropomorphistischer, d. h. vermenschlichender Weise mit einem wilden Oberjägermeister Hans von Hackelberg identifiziert; wegen seiner tollen Hezjagden selbst an Sonn- und Feiertagen sei er verwünscht worden, in Ewigkeit zu jagen. Der deutsche Dichter Bürger hat darüber eine herrliche Ballade verfaßt, und bekannt ist auch das Epos von Julius Wolff: „Der wilde Jäger“. Ursprünglich war es aber niemand anders als der Sturm- und Totengott Wodan, der mit seinem „wütenden Heere“ (Wode-Heer) durch die Lüfte sauste, begleitet von Eulen und Raben, wilden Rüden und einem ganzen Jagdtroß. Wir verweisen des weiteren auf das neuerdings in gleichem Verlage in dritter Auflage erschienene mythologische Werk von Dr. W. Wagner: „Unsere Vorzeit“. Im spätern Volksaberglauben ward der Gott zum Teufel mit „des Jägers grünem Kleid“, dem Windmantel, dem Pferdefuß oder zum verführerischen Spielmann, der mit seiner Querpfeife, wie Wodan mit dem Hifthorn, die

Menschenfeelen hinter sich her zieht. Damit hängt auch wohl die Rattenfänger-  
sage zusammen, wie wir im zweiten Kapitel dieses Abschnitts erörtert haben.

An Wodan, den Erntegott, erinnern noch die Gebräuche in Schaumburg-  
Zippe, das ehemals zum Buckigau, also zu Engern gehörte, zu Anfang dieses  
Jahrhunderts. Am Schlusse der Roggenernte wurde dort den Arbeitern das  
Wodansbier, sogenanntes Wodelbier, gereicht. Auf ein gegebenes Zeichen hielten  
plötzlich alle Arbeiter inne, stellten die Sensen senkrecht vor sich hin, schlugen  
mit dem Wehstein, gossen etwas Milch oder Bier auf den Acker und tranken  
darauf. Dann setzten sie den nicht ganz geleerten Krug auf die Erde, schwenkten  
die Hüte und riefen, um eine letzte stehengebliebene Garbe herumtanzend:

„Wold, Wold, Wold!  
Der Himmelsrieser weiß, was geschieht,  
Stets er vom Himmel hernieder sieht.  
Er hat volle Krüge und Büchsen.  
Auf dem Holze wächst mancherlei.  
Er war nicht Kind und wird nicht alt.  
Wold, Wold, Wold!“

Danach klopfen die Weiber die Brotkrumen aus ihren Körben auf den  
Acker aus und die Männer gossen die Meige ihres Getränkes zur Erde. Die  
letzte stehengebliebene Garbe nannte man Waulroggen, d. h. Wolds- oder Wodans-  
roggen. An den Vegetationsgott Wodan erinnern noch viele Gebräuche mit dem  
„Schimmelreiter“ und „Maikönig“, an den im Winter im unterirdischen Schlosse  
schlafenden Gott die Sagen von verzauberten Kaisern und Helden. Geheiligt  
und geopfert wurde ihm als dem „Schimmelreiter“ das Roß; als Cäcina  
(15 n. Chr.) sich dem Schauplatze der Varianischen Niederlage nahte, fand er  
viele Pferdeköpfe an Bäumen aufgepflanzt. Aber auch Menschenopfer bluteten  
ihm, wie denn die Tribunen und Centurionen des Varus an Altären geschlachtet  
wurden. Daß man namentlich im Teutoburger Walde, dem Osning, das ger-  
manische Asgard, d. h. die Göttersitze unsrer Vorfahren, nachzuweisen versucht  
hat, ist bereits im dritten Kapitel dieses Abschnitts erörtert worden. Vielfach  
haben sich altheidnische Gebräuche in christlichem Gewande zur Zeit unsrer Feste  
erhalten; so steckt in dem Knecht Ruprecht des kinderfreundlichen Bischofs Nikolaus  
Nuodperacht, der Ruhmumglänze, d. i. Wodan, der Wunschfüller und Gaben-  
spender. An Stelle früherer Wodansheiligtümer traten Kapellen des Erzengels  
Michael, und ebenso vertrat der heilige Martin, dem zu Ehren man in vielen  
Gegenden eine Gans verspeist, den Erntegott Wodan.

Nicht minder hat Westfalen die Erinnerung an Wodans gewaltigen Sohn,  
den Donnergott Donar, bewahrt. Sind doch in einem der ältesten literarischen  
Denkmale über den Glauben unsrer Vorfahren, in einer niederfächsischen Ab-  
schwörungsformel aus dem 8. Jahrhundert, die drei Namen der Hauptgott-  
heiten der alten Sachsen genau verzeichnet, nämlich Wodan, Donar und Saxnot  
(= Zio, Cheru, der Kriegsgott). Donars Name und sein Hammer klingen noch  
in gemeinen Flüchen nach; ja, im niederdeutschen Gebiete flucht man geradezu:  
„Dat di de hamer!“ An vielen ihm geweihten Stätten stand die ihm geheiligte  
Eiche, wie bei Warburg an der Diemel, neben einem Donnersberg. An Donar,  
den Beschützer vor Seuchen, gemahnen die noch auf dem Lande üblichen Not-  
feuer, durch die das Vieh getrieben ward. Unzählige Gebräuche haben sich  
im Volksaberglauben, besonders auf dem Lande erhalten, welche an den

Gewitter- und Frühlingsfommengott Donar erinnern. In Legenden, z. B. der vom heil. Petrus, verbirgt sich des Heidengottes Gestalt; wie Wodan, mußte auch er zum Teufel werden: er ließ ihm von seinen Ziegenböcken Bocksgestalt und Bocksgeruch.

Von dem dritten Gott Zio oder Cheru sollen verschiedene Ortsnamen, wie der Desenberg, die Gresburg und auch der Volksstamm der Cherusker sich herleiten; nach seinem Schwerte sax (woher auch der Beiname Sarnot) nannten sich die alten Sachsen. Von dem rätselhaften Gott Irmin oder Hermen, der ihm errichteten Irminsül und dem namensverwandten, vielleicht zu einem Nationalgott erhobenen Stammesheros Hermann ist schon ausführlich die Rede gewesen. Ebenso von der Frühlingsgöttin Ostara, den davon abgeleiteten Ortsnamen und ihrem vermutlichen Kult an den Externsteinen bei Horn ist im dritten Kapitel dieses Abschnitts schon gesprochen worden. Und so haben wir im einzelnen überall bei Gelegenheit darauf hingewiesen, wie sich Erinnerungen und Spuren germanischen Götterkultes in Westfalen erhalten haben, wie z. B. der Hellweg an die Totengöttin Hel erinnern könnte, die Hünenringe und Hünenbetten an die mythischen Riesen, wie in Gebirg und Gestein Erdmännlein und Kobolde spuken, wie Überreste heidnischer Opferstätten und Gottesverehrung sich vielfach wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vermuten lassen. Ja, der Teutoburger Wald scheint vor allem ein Brennpunkt heidnischen Kultes gewesen zu sein. Führt doch der Name Teutoburg auf ein Heiligtum eines Nationalgottes Teut. Im Bruckererd. h. im Münsterlande wohnte die germanische Seherin Beleda in einem hohen Turme an der Lippe und genoß göttliche Verehrung. An Holda, die Vorsteherin der Mal- und Gerichtsstätten, erinnert die ihr geheiligte Linde, die Femlinde bei Dortmund. Ja, auch die Heldensage scheint sich in Westfalen lokalisiert zu haben; so sucht man das Susat des Niflungensliedes, wo die Egelburg gestanden haben soll, in Soest und will dort noch Gunnars Schlangenturm und ein Högnis Thor nachweisen. Dies möge genügen zum Beweise, daß es in Westfalen an mythologischen und sonstigen Erinnerungen an Sagenhelden nicht fehlt.

**Westfälischer Volkscharakter.** Was nun das Volk der Westfalen betrifft, so ist es, wie Seb. Münster sagt, „gesund und stark von Leib und eines festen und unerschrockenen Gemütes“. Von dem derben, urkräftigen Menschenschlag erzählt Freiligrath in der Einleitung zum „Malerischen und romantischen Westfalen“ folgendes: „Als der Kronprinz von Preußen auf einer seiner Reisen (1839) durch die Provinz einen Tag in Soest sich aufhielt, ritt auch eine Deputation aus der „Börde“ bei ihm vor, an die 200—300 Bauern stark. Ein prächtiger Zug! Stämmige Männer und stämmige Pferde, hellblaue Röcke und breittrempige Hüte, wenig Sporen und die Zügel meist in der rechten Hand, aber die Fersen in den Flanken, die Linke mit dem Hute hoch in der Luft, und so in Trab oder Galopp, wie es dem Gaul eben anstand, mit Hurraruf an dem Prinzen vorbei. Ich habe lange nichts gesehen, was mich mehr gefreut hätte. So denke ich mir, muß ein Angriff der Bruckerer gewesen sein: wenig Ordnung, aber Mut und Feuer, und wo er einhaut, da wirft er. Es mag dem Kronprinzen Glänzenderes und Feineres auf seiner Reise veranstaltet worden sein, aber Ehrlicheres und Nationaleres schwerlich. Er hat auch herzlich gelacht, als er aus dem Fenster herab dankte, und es war nicht das Lachen des Spottes oder der Geringschätzung. Wie wollte es auch? Aus solchen Stämmen

haut sich die Staatsburg ihre Palissaden zurecht; das siebente Armeekorps ist eins der stämmigsten und markigsten im ganzen Heere.“

Der Chronist Grand beschreibt das Land als „kalt, des weins und treyds dürfftig, hier ist ihr tranck, schwarz brod yhr speyß, Rheinisch wein dahin geführt sein theur, den trinken nur die reichen und selten. Es seind die einwohner streitbar und sinnreich leut, daher das sprüchwort kumpt, die Westvalen gebeeren meer schalkhaftig und hinterlistig leut, denn thoren und narren.“ Auch Zanffon schildert das Westfalenvolk „als ein beharrliches und ernstes, das anfangs schwer von seinem ererbten Glauben zum Christentum bekehrt werden konnte, dann aber die neue Religion treu bewahrte und verbreitete. Ihren Sinn für Wissenschaft, Bildung, Tugend und ehrbare Künste bekunden viele und große Gelehrte auf geistlichem wie weltlichem Gebiet.“ Nicht so günstig klingt das Urteil Auswärtiger, die sich über die Verbtheit des westfälischen Volkscharakters und die Schroffheit ihrer Lebensweise aufhalten, deren Magen der schwere Pumpernickel, der westfälische Schinken, die fette Mettwurst u. dergl. nicht munden. So wickelt Justus Lipsius folgendermaßen: „Hier leben Halbmenschen, die edlen Geschlechter der Suilli, Scrofi und Porci. Dünnbier macht den Anfang meines Mahls an einem Feuer unter Fuhrleuten und Schweinetreibern, und dann kommt roher Speck, eine schwarze Masse von 4—5 Fuß Länge, Brot genannt, dann Kohl in Schweinesfett schwimmend, den sie wie Ambrosia nicht essen, sondern fressen, und das letzte Gericht ist stinkender, flüssiger Käse — sie scheinen ihn für Jupiters Gehirn zu halten. Komme ich wieder zu euch, so werdet ihr in mir einen Vogel Strauß finden, der alles verschlingt. Auf der elendesten Schlafstelle soll ich schlafen neben Kagen, Kälbern und Pferden, über mir Hühner, unter mir Schweine; meine Kleider habe ich seit acht Tagen nicht vom Leibe gebracht. Ewiger Wind und Regen — kein Cyniker hat je erduldet, was ich erduldet habe.“ Das ist, gelind gesagt, eine starke Übertreibung, oder der gute Mann hat es gerade einmal recht schlecht getroffen. Übrigens glauben wir, daß es „bei Fuhrleuten und Schweinetreibern“ nirgendswo appetitlicher hergeht, es sei denn beim homerischen „göttlichen Sauhirt Gumäus“. Dem gegenüber steht die anmutende, allerdings etwas idealisierte Schilderung des „westfälischen Hoffschulzen“ in Zimmermanns klassischem „Münchhausen“. Da leuchtet uns die „knorrige, aber durch und durch gesunde und ehrenwerte Gestalt des westfälischen Bauern mit seinem tüchtigen Konservatismus, seinem Mangel an Interesse am Allgemeinen und seinem Hang zum Partikularismus, seinem unbeugsamen Rechtsinn“ (und die preußische Regierung weiß letztern Vorzug wohl zu würdigen, denn die höchsten Stellen in der Justiz sind fast durchweg mit Westfalen besetzt) in vollster Wahrheit und mit wohlthuender Wärme entgegen. Ja, der Konservatismus im echten Sinne des Wortes ist der Grundzug des westfälischen Volkscharakters. Dies zeigt sich vor allem in dem starren Festhalten an dem Ererbten und Angewöhnten, daher erklären sich die erbitterten Kämpfe der Sigambren, Bructerer, Marsen und Cherusker gegen die Römer, die Vernichter ihrer lieb gewordenen Traditionen, die ausdauernden, blutigen 32jährigen Kriege der Sachsen gegen Karl den Großen, den Feind ihres alten Glaubens. Daher erklärt sich das Absperren gegen alles Neue und Fremde, das treue Bewahren des Typischen, das sich besonders in der Unveränderlichkeit der westfälischen Bauernhöfe im Münsterlande zeigt, das zähe Festhalten an



alten Sitten und Bräuchen. Daher kam es denn auch, daß sich die Femgerichte so lange in Westfalen erhielten. So erscheint dem Fremden oft das Wesen der Westfalen verschlossen, unzugänglich, wenig mittheilend, gegen Neuerungen und Luxus abwehrend und mißtrauisch. Ein Sprichwort sagt, „man müsse mit einem Westfalen erst einen Scheffel Salz geessen haben, ehe man mit ihm warm werde.“ Man kann sich oft die Zunge lahm schwächen und bekommt von ihnen keine andre Antwort als: „Nu eben“ oder: „Das soll wohl sein!“ — Ihr verbes, oft ungeschlachtet, an die Hünen der Vorzeit erinnerndes Äußere hat die launige Anekdote veranlaßt, daß einst Jesus mit Petrus beim Spaziergange mit dem Fuße an knorrige, auf der Erde liegende Eichstämme angestoßen wären, worauf sich diese plötzlich belebt und als Westfalen vorgestellt hätten. Andre Anekdoten und Sprichwörter über westfälischen Volkscharakter haben wir im vorigen Bande in den beiden vorletzten Kapiteln mitgeteilt. Ihr offenes, ehrliches Wesen, fern von aller Glätte und Heuchelei, vermöge dessen sie alles ungeniert herauszusagen, hat sie wohl auch bei aalglatten Handschuhgecken in den Berruf der Grobheit gebracht. Am ungünstigsten urteilen deshalb die verwöhnten Franzosen über sie. Besonders hat der böshafte Voltaire es die Westfalen entgelten lassen, daß sie ihn zu Brackwede bei Bielefeld für den großen „Alpen“ (Leibaffen) Friedrichs des Großen gehalten und ihm sogar mit Stöcken auf seine knöchernen Finger schlugen, die er zum Rutschenschlag herausstreckte. Er nennt ihre Wohnungen „große Hütten, darinnen „Tiere“ leben, die man Menschen nenne, vermischt und traulich mit andern Haustieren zusammen“, und ein anderer Franzose sagt, wenn man von Westfalen nach Holland komme, sei es einem, als ob man „aus einem Schweinestalle in einen niedlichen Garten trete.“

Damit nun der Leser einen richtigen Begriff von dem Aussehen eines echten westfälischen Bauernhauses und dem Leben darin erhalte, wollen wir es versuchen, nach eigener Anschauung ein Bild davon zu entwerfen, das die Mitte halten soll zwischen böshafter Entstellung und voreingenommener Übertreibung wie Idealisierung und Verschönerung. Bei unserm Besuche passierte uns allerdings etwas Komisches, das aber wohl jedem Städter in einem Bauernhause begegnen kann. Auf unser neugieriges Fragen nach allen Räumen öffnete uns die mißtrauische Eigentümerin, die wohl in uns so etwas wie einen „Steuerboten“ gewittert haben mag, mit einiger Bosheit auch einen unnennbaren Raum, begleitet von einer nicht zu wiederholenden Einladung.

**Ein westfälischer Bauernhof.** Wir stehen vor einem großen einstöckigen (bisweilen auch zweistöckigen), aus weiß und gelb angestrichenen Wänden von Fachwerk bestehenden, nur mit Stroh gedeckten Wohnhaus, von dessen Giebel zwei Pferdeköpfe in Holz geschnitzt herabschauen. Die ziemlich bedeutende Länge ist in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite befindet sich die Hauptöffnung, zugleich die Einfahrt, welche zunächst auf die Tenne führt. Zu beiden Seiten, rechts und links von der Tenne, sind die Pferde- und Kuhställe, über ihnen die Speicherräume zur Aufbewahrung des Futters. Wenn wir also durch den Haupteingang in das Wohnhaus eintreten, kann es uns allerdings passieren, daß uns zuerst das liebe Vieh „Guten Tag“ zubrummt und uns dazu noch umgekehrt, mit den wedelnden Schwänzen empfängt. Wir überschreiten die durchaus nicht schmutzige, sondern glattgelegte Tenne und kommen zu dem zweiten

dahinter liegenden, von der sogenannten „Däle“ durch ein Kammerfach getrennten eigentlichen Wohnraume. Dies ist aber nach unsern Begriffen mehr eine Küche. Aus ihr führen übrigens von seitwärts zwei Thüren rechts in den Hof, links in den Garten. In der Mitte dieses Wohnzimmers befindet sich der riesige Kochherd mit schwarzer, umfangreicher Überdachung, worin die famosen Schinken, Würste und Speckseiten geräuchert werden. In der Mitte steht der große Familientisch. Links davon ist eine Kammer, die wohl in der Regel zum Schlafräume benutzt werden mag; ein Fenster führte nach der Tenne, ebenso von dem Wohnraume aus, wohl damit der Herr übersehen kann, was dort geschieht.



Westfälische Bauern. Zeichnung von A. Kretschmer.

In dem Hause, das wir einsahen, zeigte man uns als Schlafstuben kleinere, wie auf einer Galerie des Wohnraumes gelegene Räume; sonst befinden sich wohl auch altkobenartige Schlafstellen in sogenannten Schlafschränken an den Wänden des Wohnraumes herum, deren Thüren abends geöffnet werden. Das Gesinde schläft in Verschlagen beim Vieh oder auf dem großen Bodenraume über demselben. Kleine Anbauten an der Tenne beherbergen Hühner und Tauben. Statt des Schornsteins dient eine Öffnung („Linke“) in der obern Balkenlage; unter den Wohnräumen befindet sich der Keller. Das ganze Haus ist von Bäumen, oft von hundertjährigen Eichen beschattet, die ihre Äste auf das bemooste Dach senken.

So ist der Herd das eigentliche Zentrum des ganzen Hauses, von dem die Hausfrau drei Thüren nach der Tenne und rechts und links nach beiden Seiten

überfieht, Kinder, Gefinde und Vieh im Auge behält, sitzend, alles regiert und ständig spinnt oder kocht. Ebenso kann sie von ihrer Schlafstelle hinter dem Feuer alles kontrollieren. Das rings herabhängende niedrige Strohdach schützt die Wände, „hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh“ und kann leicht ausgebessert werden. Ebenso schützt ein großes Vordach das Haus nach Westen und überdeckt die Schweinekoben. Vor der Ausfahrt liegt der Mistpsuhl breit da, wo angespannt wird. So ist also alles einfach, aber bequem und zweckmäßig eingerichtet.

Auf der rechten Längenseite liegt der geräumige Hof mit Stallungen und Scheuern und gegenüber ein Baumgarten. Da sieht man außer kräftigen Obstbäumen Rasenplätze, Gemüsebeete und auch einige Blumenanlagen etwa von roten Essigrosen oder gelben Feuerlilien. Hinter dem Garten dehnen sich die Wiesenflächen aus, Weideplätze besonders für die Pferde. Hecken und Gräben umschließen sie und an der einen Seite liegt ein Weiher, in dem Karpfen wimmeln. Das ist der Regierungsbezirk des echten westfälischen Bauern, hier hantiert er, ordnet er an und kommandiert. Ein solches Terrain schildert uns Zimmermann in seinem reizenden „Oberhof“. „Da liegt der geräumige, reinlich gehaltene Hof mit seinem großen Strohdach, von einem Blütenregen des nahen knorrigen Birnbauens bestäubt, an ein Gehölz sich lehrend, dessen auffallend fastiges Grün der üppigste Epheu umrankt; geschäftig umherwerken in Speicher und Backhaus alle die stehenden Charaktere einer solchen Landwirtschaft; der verdrießlich gutmütige „Baumeister“ oder Großknecht spannt die Pferde ein, der Hoffschulze hämmert an einem schadhast gewordenen Rade und schlägt dem Füllen auf die Schnauze, das ihm schnuppernd Kneifzange und Nägel auseinander stößt; die Enten auf dem Teiche schreien ihre langgezogenen melancholischen Töne aus, die Lerche trillert gellende Laute, einer der Knechte schärft mit Hammerschlägen seine Sense — überall Geräusch und Lärmen und dennoch eine tiefe Stille, eine wie ruhig schlummernde Natur: es ist, als ob die Töne aus der Natur hervorquollen, das Geräusch ihres arbeitenden Schaffens wären, die Menschen, die Tiere sind wie eins mit ihr, Teile von ihr, sie stören ihren Willen, ihr Wesen nicht, und ihr Wesen ist ruhige Stille. Setzt eine Fabrik, eine Dampfmaschine hierhin und das Geräusch wird euch unerträglich scheinen: der Lärm, den der hämmernde Knecht macht, stört euch nicht, und wäre er zehnmal ärger; er stört die friedliche Idylle nicht, die über dem patriarchalischen Hofe schlummert und nur erwacht, und wie eine blühende schmucke Lisbeth mit den kerngesunden Wangen, dem blonden geschniegelten Haare, den Augen so hell und rein blau, wie die blauen Blumen einer holländischen Theeschale, vor euch tritt, wenn ein Zimmermann sie aus dem Schlafe aufruft.“ Also charakterisieren westfälische Dichter den Reiz einer ländlichen Idylle ihrer Heimat.

Das väterliche Erbe erbt in der Regel der älteste Sohn, wie Wolfgang Müller in seiner „Mailkönigin“ seinen Helden Keiner sprechen läßt:

„Der Reichtum all wird nie geteilt;  
Wenn dort den Bauer der Tod ereilt,  
Dann tritt der ältste Sohn ins Erbe.  
Die andern Kinder trifft das herbe  
Und kalte Los, im Dienst zu stehen  
Des Bruders oder fortzugehen  
In alle Welt und in den Fernen

Zu folgen gut und bösen Sternen.  
Der Bauer macht's dort wie der Adel.  
Ist's Recht, ist's Unrecht? Keinen Tadel  
Will ich der alten Sitte sprechen.  
Und wollt' ich's, nimmer kann ich brechen,  
Was aus Urbäter Zeiten kommt,  
Ob es auch schlimm der Nachwelt frommt.“

Trotz des Selbstgefühls eines solchen ländlichen Autokraten ist das Verhältnis zu seinem Gesinde in der Regel ein sehr patriarchalisches. Knechte, Mägde, Kinder und Kötter (Tagelöhner) rufen ihn beim Taufnamen oder direkt mit „Zui“ (Ihr), während er alle mit „Diu“ (Du) anredet. In höherem Alter heißt er gewöhnlich „Hiusva“ (Hausvater) und seine Geliebte „Hiusmoime“ (Hausmuhme). Die größeren Kinder müssen dem Gesinde helfen und sind demselben eher unter- als übergeordnet. Bei den Tisch- und Abendunterhaltungen müssen sie, wie die Kinder der Spartaner, schweigen und dürfen sich nach dem westfälischen Sprichwort, bevor das achtzehnte Wort gefallen, nicht einmischen.

In Abwesenheit des Hausherrn und der Hausfrau führen Großknecht und Großmagd das Regiment und müssen auf Ehre und Vorteil des Hauses bedacht sein. So gilt es gewissermaßen für die Pflicht des Knechtes, seinem Herrn das Korn zu stehlen, aber nur — um dessen Pferde zu füttern. Als Lohn erhalten die Dienstboten außer barem Gelde teils Leinwand, teils besät der Herr ein Saatsfeld mit Lein zu ihrem Nutzen. Der Flachs ertrag wird dann an den Winterabenden zu Garn versponnen; ihn liegen zu lassen oder zu verkaufen, gälte für Schande. Das Gesinde ißt mit der Herrschaft an demselben Tische, sommers in der Tenne, winters in dem Hauptwohnraume. Hat eine Magd das Nötige gespart, so daß sie eine Kuh und das erforderliche Hausgerät anschaffen kann, so darf sie heiraten. Die „jungen Leute“ werden dann vom Brotherrn als „Kötter“ ins Haus genommen und im Hofe und auf dem Felde beschäftigt. Überhaupt sucht ihn der Brotherr für seine allerdings oft unvergüteten Arbeiten auf alle nur mögliche Weise zu unterstützen, ja auch gerichtlich zu vertreten.

In betreff der Vererbung scheint im Gegensatz zu der von mir erwähnten Sitte, den Ältesten zu berücksichtigen, ausnahmsweise auch der Brauch zu herrschen, dem jüngsten Sohne oder der jüngsten Tochter das Gehöfte zu vermachen und die älteren Geschwister mit einer verhältnismäßig geringen Geldsumme abzufinden. Als Schwiegertochter wird nur ein Bauernmädchen mit entsprechender Mitgift aufgenommen. Diese Mitgift besteht teils in barem Gelde, teils im Bräutwagen (Brautwagen), zu welchem Pferde, Kühe, Wagen, Leinenvorrat, bestimmt vorgeschriebenes Hausgerät u. s. w. gehören. Nachbarn und Verwandte bringen noch Beisteuern an Flachs und Lebensmitteln.

Die Hochzeit selbst findet schon auf dem Gehöfte des jungen Paares statt. Auf dem des Bräutigams versammeln sich am Hochzeitstage die jungen Bursche, auf dem der Braut die Frauen und Mädchen im höchsten Staate. Der Braut wird eine Krone fest ins Haar gedrückt, damit sie ja nicht herabfallen kann; dies wäre ein schlimmes Zeichen. Dann geht's feierlich zur Kirche. In hellblauen Röcken und breitkempigen Hüten reiten die jungen Bursche stolz auf mutigen Rossen daher, und der nächste Verwandte hat die oft mit Spiegeln und Flittergold reichgeschmückte „Flüggebraut“ hinter sich auf sein mit bunten Bändern verziertes Ross gehoben. Nach der Trauung traktieren die jungen Bursche den jungen Ehemann oft mit ziemlich unsanften Stockschlägen, damit er seine Frau mit solchem Leid verschone. Dann reitet er, vom Dorfmusikanten (oft dem größten Aufschneider und Viederjahn) begleitet, auf seinen Hof, um seine junge Frau mit einem Brote und einem Krüge Bier gastlich zu empfangen. Das Brot, in welches Geld hineingebaden ist, verteilt die neue Hausfrau unter die Armen. In Saus und Braus werden dann noch einige Tage verjubelt.

**Sitten und Volkstypen.** Besondere Hochzeitsgebräuche waren im Münsterlande noch bis in die neuere Zeit im Schwange, wovon uns Annette v. Droste-Hülshoff in ihren „Bildern aus Westfalen“ sehr anziehende und interessante Schilderungen entwirft.

Nachdem die Verlobung durch Verwandte oder sonstige gute Freunde, oft ohne daß sich das junge Paar selbst persönlich kennen gelernt hat, zustande gekommen und der Kontrakt symbolisch durch Auswechslung alter Schaumünzen geschlossen ist, werden durch den „Gastbitter“ die nächsten Nachbarn, die aber oft eine halbe Meile entfernt wohnen, zum Hochzeitsfeste geladen. Am Tage vorher bringen die Verwandten und Freunde ihre Hochzeitsgaben, meistens bestehend in Nahrungsmitteln. Am Hochzeitsmorgen besteigt die Braut im höchsten Putz einen mit Fahnen und Goldflitter geschmückten Wagen, der zugleich ihre Ausstattung enthält, und fährt in demselben allein unter Thränen ab. Hinter ihr folgen andre Wagen mit den Brautjungfern und Nachbarinnen. Neben diesen traben auf dicken Ackergäulen die Bursche unter Hutschwenken und Suche einher. In der Pfarrkirche trifft die Braut den Bräutigam mit seinem Gefolge. Nach der Trauung geht dieser als der einzige Fußgänger neben dem Wagen seiner jungen Frau einher. In seinem Gehöfte empfängt seine Mutter die Neuvermählten mit den Worten: „Gott segne euren Ein- und Ausgang!“ In Ermangelung der Schwiegermutter besorgt den feierlichen Empfang der Pfarrer oder der Gutsherr. Beim Hochzeitsmahle muß der junge Gatte in Kamisol, Zipfelmütze und Schürze die Gäste bedienen, während seine Angetraute wie eine Prinzessin thront. Nach dem Hochzeitschmause beginnen auf der Tenne die landesüblichen Tänze, begleitet von einer höchst primitiven Musik. Das aus zwei Geigen und einer invaliden Bassgeige bestehende Orchester wird in der Regel noch durch ein paar Naturinstrumente, wie Topfdeckel, Futterschwinge, Rammharmonika ergänzt. Spirituosen werden wenig getrunken, aber desto mehr Kaffee, der in wahren Strömen aus vielen blanken Zinnkesseln eingegossen wird. Während des Tanzens wechselt die Braut, so oft sie kann, die Toilette bis zu ihrem gewöhnlichen Sonntagsanzuge. Das dauert so bis Mitternacht. Da entsteht ein Geflüster, das junge Volk drängt sich um die Braut und die Frauen suchen sich in den immer enger werdenden Kreis hineinzudrängen, um die junge Frau zu rauben. Nach langem Kampfe gelingt dies gewöhnlich einer bewährten Veteranin. Dann wird die neue Hausfrau zum letztenmale umgekleidet und mit der symbolischen Stirnbinde geschmückt. Sie ergreift nun ihres Mannes Hut und setzt ihn auf. Ihrem Beispiel folgen auch die andern anwesenden Frauen. Hierauf beschließt ein stattliches Frauenmenuett die Feier. Aber noch erübrigt den Gästen eine besondere und recht seltsame Aufgabe. Der Bräutigam ist nämlich plötzlich verschwunden; er hat sich offenbar aus Furcht vor seiner behuteten Frau versteckt. Man sucht ihn in allen Schlupfwinkeln, bis man ihn endlich an seiner herausstehenden Zipfelmütze hinter altem Gerümpel entdeckt. Er läßt sich mit weniger Sträuben in die Brautkammer führen, wie seine verschämte Gattin.

Übrigens unterscheiden sich Sitten und Gebräuche je nach dem Typus der westfälischen Bezirke. So kennzeichnet den Sauerländer, dessen Außeres ihn schon über die andern westfälischen Typen erhebt, ein gewisses spekulatives Wesen, angeborne Schlaueheit und Verstandesschärfe. Dies beweist vor allem die hohe

Blüte seiner Industrie. Außerlich mehr südlich ist der Paderborner, auch in seinem Charakter leichtfertiger und leidenschaftlicher. In seinem Haushalte herrscht oft Niederlichkeit, ja mitunter kraßes Elend. Er weiß nicht zu sparen, sondern er verjubelt, so rasch er verdient. Sein Wesen neigt zu Trotz und Empörung. Davon geben Zeugnis die Wildddiebereien und die Schmuggelei. Dabei scheut er selbst vor blutigen Mordthaten nicht zurück. Auch gegen seine Frau ist er oft rauh und roh, und nicht selten läßt er sie den „braunen Heinrich“ (d. h. den Stock) fühlen. Demgemäß charakterisiert unsre Gewährsmännin Annette v. Droste-Hülshoff die Freierei dieser drei westfälischen Typen folgendermaßen: Der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, auf Geld und Erwerb spekulierend; der Münsterländer wie ein Herrnhuter, aus kindlichem Gehorsam und mit Gottergebenheit; der Paderborner dagegen wie ein derbes Naturkind, ja, sein Wesen hat etwas Wildes, fast Zigeunerhaftes. Daher haben alle Festlichkeiten der Paderborner in der Regel einen tollen und wilden Verlauf. Dies gilt namentlich von ihrer Fastnachtsfeier und von ihren Schützenfesten. Den letzteren folgt ein sogenanntes „Frauenschießen“, bei dem die Eheweiber, angeführt von der Frau des Schützenkönigs, in feierlichem Aufzuge zum Schießplatze ziehen, wie die Soldaten exerzieren und ihre Gewehre losfeuern, wie die Männer. Natürlich gibt es auch eine Schützenkönigin, und bei diesem Weiberregiment müssen sich die Männer alles gefallen lassen. Einen seltsamen Kontrast zu diesen geräuschvollen Volksfesten bildet die Begehung des Erntefestes auf Paderbornischen Edel- oder Pachtböfen. Hinter der Musik folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd sitzt, über sich die Stange mit dem funkelnden Erntekranz. Dann folgen die Dienstleute mit gefalteten Händen, die Männer barhäuptig; sie singen nach der alten Melodie des katholischen Ritus ein feierliches Tedeum — ohne musikalische Begleitung. Nur jedesmal bei dem dritten Verse löst die Musik ab, was einen überaus erhebenden Eindruck macht. Am Edelhofe angelangt, überreicht die Großmagd den Erntekranz mit einem artigen Spruch jedem Angehörigen des Hauses und hängt ihn an Stelle des alten über das Scheuerthor auf. Sodann beginnt die Lustbarkeit. Bei dieser Schilderung altwestfälischer Sitten darf nicht vergessen werden, daß die Neuzeit vieles davon verwischt hat.

Anderseits will es uns fast bedünken, als ob unsre Gewährsmännin die Paderborner etwas zu scharf kritisiert hat. Soviel leuchtet durch, daß sie ihre eignen Landsleute, die Münsteraner, mit besonderer Vorliebe dargestellt hat. Während sie schon äußerlich die Gesichter der Paderborner als zigeunerhaft malt, vergleicht sie die blondhaarigen und blauäugigen Münsteraner mit dem bekannten feinen Typus der Engländer; unter 20 Münsterländerinnen findet sie wenigstens 15 hübsche Engelsköpfe. Ebenso findet sie mehr Gefälligkeit, Uneigennützigkeit und Moral im Münsterland als im Paderbornischen. Mit poetischer Begeisterung spricht sie von den Münsterschen Volksballaden und versenkt sich mit Schwärmerei in das patriarchalische Stillleben ihrer Heimat. Soviel erscheint gewiß, daß die Abgeschiedenheit der einzeln liegenden Meierhöfe mehr dazu angethan ist, Sitteneinsamkeit und Unverdorbenheit zu bewahren als große Städte. Dies hat aber auch den Nachteil, daß die Münsterländer in Fortschritt und Kultur hinter den andern Westfalen zurückgeblieben erscheinen.

**Volksaberglauben.** Wie überall, besonders auf dem Lande, so haben sich auch in Westfalen viele abergläubische Gebräuche erhalten, so daß noch 1669, also acht Jahrhunderte nach Einführung des Christentums, der Große Kurfürst eine Verordnung zur Abstellung derselben erlassen mußte. So wird in einem interessanten Aktenstücke dagegen geeifert, „daß auf Matthia-Abend Blätter ins Wasser gelegt; auf Petritag der Söllvogel ausgetrieben; gewisse Leute durch Anblasen von Erbschmieden gebeutet; Schweinshaare ins Feuer gelegt, am Neujahrstage die Bäume gebunden; Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannis-tag in die Wände gesteckt, Geister verwiesen, Osterfeuer angezündet und dabei allerlei Gesänge mit Mißbrauch des Namens Gottes gesungen, auch viel Mutwille getrieben; bei Einlegung des Flachses ins Wasser zugleich Brot, Butter und Schmalz u. dergl. eingebunden und mit eingelegt; Johanniskränze oder Kronen angehängt; Opfer gebeten; die Behseichen gebüget; Erbbrunnen gegen gewisse Krankheiten gebraucht; auf Maitag das Vieh gequicket und die Quickerute an die Thüren und Hecken des Hofes ausgesteckt; auf drei Feiertage gesegnet; das Haar gegen gewisse Krankheiten abgeschnitten und mit Feuer verbrennt; item bei Leichen das Reesstroh verbrannt und das Totengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde; wie auch auf gewisse Tage das Bogelschießen gehalten worden“ u. s. w. Im Paderbornischen ist außer der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben besonders die Anwendung sympathetischer Mittel und das Besprechen im Schwange. So umwandelt der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen ein Feld, auf das er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, und schützt es vor Sperling, Würmern und Meltau. Ferner heilt er ein krankes Pferd vermittelt eines mit dessen Blute besprengten Tuches. Annette v. Droste-Hülshoff erzählt eine sehr charakteristische Geschichte derart. Als einst einige spottstüchtige Dachdecker einen Besprecher verhöhnten, welcher im Garten die Raupen mit seinem Zauberstäbchen von den Kohlköpfen bannte, drohte dieser, ihnen die Raupen aufs Dach zu schicken. Ein schallendes Hohngelächter war die Antwort. Da stellte unser Hexenmeister Stäbchen an die Wand ihres Gebäudes und alsbald zogen die Raupen kolonnenweise zum Dache hinan, so daß sich die Arbeiter ganz erschrocken flüchteten. Ob wohl die Zauberstäbchen mit stark riechenden Essenzen getränkt waren?

Die meisten dieser abergläubischen Gebräuche wurzeln in dem früher heidnischen Götzendienste, an dem die alten Sachsen ja so zäh hingen; mitunter aber sind sie auch ein seltsames Gemisch mit wirklicher Frömmigkeit. So wird der Tod eines Hausvaters im Münsterlande seinen Bienen angesagt mit den Worten: „Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot.“ Dies geschieht, damit die Bienen nicht wegziehen. Der Tote wird feierlich angezogen, erhält einen flimmernden Kranz und Strauß von künstlichen Blumen, damit er am jüngsten Tage in diesem Aufzuge möglichst feierlich vor Gott erscheine. Die Geister und Gespenster im Münsterlande sind in der Regel sehr harmlos und lassen sich durch Rosenkränze bannen, wie die „Sonntagsspinnerin“, der „diebische Dorfgräber“ und der „kopflose Geiger“. Ebenso unschädlich sind die „Timphüte“, kleine Männlein mit eisgrauem Bart und dreieckigem Hute, sowie die „Langhüte“, übernatürlich große, hagere Gestalten mit langen Schlapphüten. Bei Feuerbrünsten entweicht oft der Hausgeist, und dann gerät die abgebrannte Familie selbst bei Unterstützungen, wenn der „spiritus familiaris“ nicht wiederkehrt, in große Not.

Eine ganz eigentümliche Erscheinung ist das sogenannte „Vorgesicht“, vergleichbar mit dem „second sight“ der Hochschotten; es ist ein bis zum Schauen oder Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, das manchen Personen als besondere Gabe innewohnt. Man kennt dieselben gewöhnlich äußerlich an ihrem Flachshaar, ihrem geisterhaften Blick und ihrem durchsichtigen Teint. Ihre Gabe äußert sich besonders in Mondnächten; dann sieht der „Vorschauer“ Leichenzüge, kämpfende Heere, hört Worte selbst in fremder Sprache, die dann später wirklich an derselben Stelle gesprochen werden. Man erzählt sich hierüber höchst merkwürdige Geschichten, z. B. aus Napoleons Jugendzeit, während er noch auf der Kriegsschule zu Brienne war. Die Gabe des Vorschauens soll sich auch auf einen andern übertragen, wenn einer dem Vorschauer über die linke Schulter sieht. Im Festhalten dieser abergläubischen Gebräuche hat sich der Münsterländer am konservativsten gezeigt, wie auch sein Dialekt der ausgeprägteste ist. Besonders charakteristisch bei ihm ist die Aussprache der Zisch- und Rehl-laute; selbst das „g“ lautet wie ein „ch“. Auffallend für uns ist namentlich die Wiedergabe des Lautes „sch“, so daß beispielsweise das Wort „Schinken“ ähnlich klingt wie unser „Sinken“, oder besser getrennt gesprochen „S—hinken“, wie mit griechischen Buchstaben „σχιζεν“. Selbst nach vieljährigem Aufenthalte in der Fremde verliert der Westfale und besonders der Münsterländer das Eigentümliche seines Dialektes nicht. Weil nun gerade der Münsterländer sich am hartnäckigsten gegen jede Neuerung verschließt, erscheint er wohl dem Fortgeschrittenern als geistig beschränkter. Und wie es fast überall in deutschen Ländern einen Strich oder Flecken gibt, von dem man sich lächerliche oder dumme Streiche erzählt, so hat auch das Münsterland sein Abdera oder sein „Schilda“.

**Beckum, das westfälische Schilda.** Es ist das Städtchen Beckum bei Hamm an der Lippe. Man erzählt sich von ihm fast dieselben „Schwabastreiche“ wie von den Schildbürgern. So bauen sie ein Rathhaus, vergessen aber die Fenster, alsdann wollen sie das Sonnenlicht in einem Sacke auffangen und hineintragen. Ferner säen sie Salz, wollen einen Krebs als Schneider mit seiner Schere zum Tuchschneiden gebrauchen u. s. w. Dann lassen sie sich Pferdeäpfel für sogenannte Pferdeeeier aufschwätzen, ziehen einen Ochsen auf das Kirchturmdach hinauf, um dort das Gras abzuweiden, aber das Tier kommt dabei um, u. dergl. mehr. Einmal ward die Bürgerschaft durch großen Feuerlärm beunruhigt. Als sie aber mit Spritzen zu der vermeintlichen Brandstätte eilten, erkannten sie den Vollmond, welcher leuchtend hinter einem Berge hervortrat. Mit einer Nachbargemeinde machten sie aus, daß sie gemeinsam einen Verbindungsweg zwischen ihren Dörfern herstellen wollten und zwar auf der rechten Seite. Jede Gemeinde begann nun den Weg von ihrem Dorfe aus rechts, als sie aber in der Mitte zusammentreffen sollten, befanden sie sich auf entgegengesetzten Seiten, deshalb mußten sie die Verbindung durch einen besondern Quersweg herstellen. Sehr komisch berührt auch den Fremden ein Wegweiser mitten in der Stadt aus alter Zeit, worauf geschrieben steht: „nach Beckum“. Nachdem der hochwohlweise Rat von Beckum nach langem Hin- und Herreden sich endlich für den Bau einer Eisenbahn entschlossen hatte, legte man dieselbe ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt an, vermutlich, um sich nicht von dem Reisesieber anstecken zu lassen, oder um sich durch möglichste Abgeschiedenheit vor Ansteckung



fremder Sittenverderbnis zu wahren. Noch aus neuester Zeit wird uns von einem glaubhaften Zeugen berichtet, daß man bei einem Leichenfund zur Feststellung der Identität als besonderes Kennzeichen in das Protokoll aufnahm: „Spricht durch die Nase!“ Der bekannteste von den „Bedumer Anschlägen“ ist die auch poetisch verherrlichte versuchte Reinigung des Brunnens, in dem Volksliede: „De Biäkkemske Pütt“. Dem Bürgermeister in seiner Verlegenheit schlägt ein Bürger vor, eine lange Kette von Männern, die sich gegenseitig an den Händen festhalten, in den Brunnen hinunterzulassen. Aber dem obersten war das Halten zu schwer und plötzlich rief er aus:

„He halt ju Jungens fest, ik mot  
Es in de Hände spiegen.  
He deiht und ähr he'n Boum wir pot,  
Dao lagden se all int deipe Lok.“

„He, halt' euch Jungen fest, ich muß  
Erst in die Hände spucken.  
Er thut's und ehe er den Baum wieder packte,  
Da lagen sie alle in dem tiefen Loch.“

**Westfalens Industrie.** Den Gegensatz zu dieser, wie es scheint, langsamen geistigen Auffassung der Münsteraner bildet die Schlagfertigkeit der Sauerländer, von deren Wiß und Handelsgeist wir schon im vorigen Bande S. 344 ff. gesprochen haben. Vor allem beweist ihre reiche Eisenindustrie, daß man das Land Westfalen mit Unrecht „das deutsche Bötien“ oder die „Bendée“ des Deutschen Reiches genannt hat. Von den hierdurch ausgezeichneten Gegenden und Städten, wie Iserlohn, Altena, Dortmund, Hagen, Siegen, Hamm (Eisendraht) und besonders Essen u. a., haben wir gleichfalls im vorigen Bande ausführlich gehandelt. Berggegenwärtigen wir uns noch einmal kurz nach H. A. Daniel ein solches Eisenwerk. Gleich beim Eintreten betäubt uns das Rasseln und Donnern der von Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Räder und Hämmer. Verlegen wissen wir kaum wo ein noch aus. Kaum sind wir der gewaltigen Eisenstange eines Puddlers ausgewichen, so rasselt uns ein Kollwagen mit einem glühenden, weithin leuchtenden Eisenklumpen entgegen. Plötzlich zischelt eine feuerrote, rasch zunehmende Schlange vor unsern Füßen. Wir wollen uns flüchten, bleiben aber rasch vor einem sich rasend umdrehenden Rade stehen, das uns zu fassen droht. Endlich gelingt es uns, uns in Sicherheit zu bringen. Anfangs schwirrt es uns vor den Augen, aber zuletzt fixieren wir unsre Aufmerksamkeit, etwas von der Arbeit zu versorgen. Wir schauen in einem Ofen eine glühende Masse geschmolzenen Roheisens, in welcher ein Arbeiter mit einer schweren Eisenstange herumrührt. Um diese setzt sich ein rundlicher Ballen an, welcher mit einer kolossalen Stange herangezogen, auf einen eisernen Wagen geworfen und dann rasch unter den Hammer gebracht wird. So wird aus dem funkensprühenden Klumpen ein längliches Bierock, welches ein Wagen sofort unter die Luppenwalze führt. Hier formt sich das Eisen sprühend und knallend zu einer 3 cm dicken, 4 m langen Luppe. Sodann werden die Luppen mit einer Schere in Stücke geschnitten und in Paketen von 500 Pfund in den Schweißöfen geworfen, um von da wiederum glühend auf eisernen Karren zur Schienenwalze geführt und vermittelst Zangen unter dieselben geschoben zu werden. Unter lautem Geprassel fährt der stark glühende Block jetzt mehrmals hin und her, bis er endlich seine richtige Form und Länge bekommt. Nun wird das noch immer glühende Eisen auf dem aus Eisenplatten bestehenden Boden gerade gehämmert, dann von zwei aus dem Boden stehenden Kreisfägen in rascher

Umdrehung an beiden Enden beschnitten. Jetzt ist die Eisenbahnschiene fertig und das alles hat nur einige Minuten gedauert. In ähnlicher Weise werden unter andern Walzen, große Platten zur Zusammensetzung von Dampfkesseln, ferner Eisenbahnräder u. dergl. geformt.

Nicht minder bedeutend als die Eisenindustrie Westfalens sind die Leinwebereien im Ravensberger Land, besonders in Bielefeld und Herford (vergl. S. 78 ff.). Ungefähr dreißig Handlungsfirmen liegen in Bielefeld fast nur der Fabrikation von Leinen- und Damastwaren ob. Neuerdings sind großartige Flachspinnereien und mechanische Webereien (darunter die Ravensberger Spinnerei mit 24056 Spindeln und die Spinnerei „Vorwärts“ mit 8808 Spindeln, welche jährlich für  $6\frac{3}{4}$  Millionen Mark Leinengarn produzieren) angelegt worden. Ferner in Bielefeld eine mechanische Weberei, die auf 540 Webstühlen jährlich 80000 Stück Leinen und Drell liefert. Um die Stadt Bielefeld und in den umliegenden Dörfern Heepen, Schildesche, Föllenbeck, Iffelhorst u. a. breiten sich Arbeiterwohnungen und großartige Bleichanlagen aus. Letztere haben z. B. 1873 ungefähr 140000 Stück Leinen und Damast und beiläufig 50000 Zentner Garn zu Kreasleinen gebleicht.

Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem rastlosen Geschurre der Spinnräder und Geclapper der Webstühle, bei denen man Männer, Weiber und Kinder unausgesetzt den ganzen Tag über beschäftigt sieht. Das liebliche Thal des Flüsschens Luttor (von „lauter“, d. i. rein), an welchem Bielefeld liegt, ist im Sommer mit unzähligen Stücken Leinwand bedeckt, die hier ihre schneeweiße Farbe erhalten.

Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin Viktoria 1858 diese Gegend besuchte, verehrten die Einwohner Mindens und Ravensbergs dem erlauchten Fürstenpaare außer einem Pumpernickel und einem weißen Roß (dem Symbol des westfälischen Wappens) ein Stück der feinsten Leinwand, worüber die englische Prinzessin staunend bemerkte, daß sie nie eine schönere Ware gesehen hätte.

In den letzten Jahren hat besonders die Fabrikation leinener Wäsche zugenommen, womit sich 76 Firmen beschäftigen. Dort arbeiten über 3000 Personen und 2400 teilweise durch Dampf getriebene Nähmaschinen und erzielen einen jährlichen Umsatz von ungefähr  $7\frac{1}{2}$  Millionen Mark. Aber auch die Seiden- und Blüschfabriken Bielefelds sind recht bedeutend; außerdem besitzt es eine Tafelglashütte, mehrere Nähmaschinenfabriken, drei Zementmühlen, einige Maschinenfabriken, Eisengießereien, Feilenhauereien, große Tabak-, Zigarren- und Likörfabriken.

Auch Herford ist durch seine Leinenproduktion, durch seinen „Verein für Linnen aus reinem Handgespinnst“, welcher der Maschinenarbeit gegenüber die alte, wie es schien, solidere Arbeit aufrecht erhielt, rühmlichst bekannt. Die Herforder Leinenprodukte erhielten auf der Pariser Weltausstellung 1867 die erste Preismedaille und wurden in Paris gänzlich ausverkauft, darunter ein graues Stück zu 700 und ein andres zu 600 Frank. — Außerdem ist Herford weit bekannt durch seine Fabrikation von Baumwollwaren, fertiger Wäsche, Nähmaschinen, Möbel, Zigarren, Teppichen, Leder- und Zuckerwaren.

Über die historische Bedeutung und Merkwürdigkeiten der altherwürdigen Abtei Herford können wir uns hier nicht ausführlich verbreiten. Das alte

Abteigebäude wird jetzt zu Fabrikanlagen benutzt; daneben liegt die große, mit einem merkwürdigen Taufsteine versehene Münsterkirche, welche wie die Kirche St. Johann noch allerlei Erinnerungen an Wittekind bewahrt. Die Abtei soll 832 von Waltgerus gegründet und 839 von König Ludwig dem Frommen bestätigt worden sein. König Heinrichs I. Gemahlin Mathildis war die Enkelin der Äbtissin Mathildis zu Herford, und diese Fürstin, die Mutter Ottos des Großen, hielt sich auch selbst lange in dem Stifte auf.

Auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt erhebt sich die Stiftskirche zu St. Marien, eins der schönsten gotischen Bauwerke Westfalens, mit zierlichstem Laubwerke der Säulenkapitäle und trefflichen Glasmalereien. Herford erhielt durch Kaiser Friedrich I. Reichsfreiheit und trat dem mächtigen Hanfabunde bei.

Doch kehren wir zu der Industrie Westfalens zurück. Durch seine Fabrikation von Seidenzeugen, seine mechanische Baumwollweberei, seinen Handel mit Schinken und Wurst und seine Backöfen, worin vorzugsweise der echte westfälische Pumpernickel gebacken wird, ist besonders Gütersloh im Regierungsbezirke Minden weithin bekannt und berühmt. Auch in der Lederwarenfabrikation sowie in Papier und Glas liefert dieses Land ganz Bedeutendes. In manchen Gegenden wird viel Branntwein produziert, wie in Gütersloh, Lippstadt, Recklinghausen und Sendenhorst. Männiglich bekannt ist ja der „alte Münsterländer Kornbranntwein“. Vergessen dürfen wir auch nicht die in neuester Zeit lebhaft in Aufschwung kommenden Bierbrauereien, namentlich in Paderborn, Werl, Gütersloh und Dortmund. In letzterer Stadt zählt man deren allein vierzig, von denen zwölf das nordwestliche Deutschland und zwei die überseeischen Länder versorgen.

Auch in der Entwicklungsgeschichte germanischer Kunst nimmt Westfalen einen hohen Rang ein, wovon die Sammlungen des westfälischen Kunstvereins im Stadtkeller zu Münster glänzendes Zeugnis ablegen. In der ältesten Zeit stand auch in Westfalen Malerei und Skulptur stets im Dienste der Baukunst. Charakteristisch für das zähe Festhalten am Alten ist in Westfalen die Erscheinung, daß der gotische Baustil (Spätgotik) sich selbst bis ins 18. Jahrhundert erhielt, als er anderwärts längst der Renaissance und dem Barockstile gewichen war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts tritt besonders die Malerei mehr in den Vordergrund. Der größte westfälische Meister in dieser Kunst ist der sogenannte Liesborner Meister, wahrscheinlich ein Mönch der alten Abtei Liesborn. Derselbe lieferte 1465 hervorragende Gemälde für die fünf Altäre der Liesborner Klosterkirche. Man rühmt an ihm besonders seine korrekte Zeichnung, sein weiches Kolorit, seine idealistische Auffassung, seinen Reichtum in Gold und Farbenpracht. Von den wenigen Überresten dieses Meisters besitzt die Nationalgalerie in London einiges. Den Liesborner Meister überstrahlt noch an Ruhm Israel von Meckenem, dessen Hauptwerk, die sogenannte Hyversbergische Passion, eine aus acht Tafeln bestehende Darstellung ist. Hierauf macht sich der realistische Einfluß der niederländischen Kunst geltend. So sind die prachtvollen Glasmalereien der Stadtkirche zu Anna 1461 in Brügge gefertigt worden. Auch im Dome zu Münster befanden sich einige in Zütpfen ausgeführte Bilder, welche die Wiedertäufer zerstörten. Ein Förderer der westfälischen Kunst war besonders der Abt Renold vom Kloster Mariensfeld (1443—1477). Dieser zahlte für eine Orgel und ein Altarbild 1000 Gulden. Vermutlich wurden manche Kunstwerke von seinen Klosterbrüdern bestellt und in Osnabrück gefertigt.

In Münster bestand schon in alten Zeiten eine Steinmeßschule, welche am Dome, der Nikolaikirche, der Johanniterkapelle, dem Rathause, der Überwasserkirche, der Lambertikirche und der Minoritenkirche arbeitete. Unter diesen Steinmeßen des 14. und 15. Jahrhunderts waren übrigens auch schon bedeutende Bildhauer. So werden in einer Steininschrift der Lambertikirche von 1394 zwei Bildhauer (Hilghensneider) Johannes genannt, und um 1405 baute ein Meister Kurt aus Münster mit seinen Gesellen am Bremer Rathause. Ferner ward von der Stadt Kalkar der Meister Evert von Münster zur Anfertigung von Tafelbildern dorthin berufen. Vielleicht hat er das schönste Altarbild dort gefertigt.



Herford.

Einen zweiten ehrenvollen Auftrag gab dieselbe kunstliebende Stadt dem Meister Johann von Halderen. In Münster hatten sich auch holländische „Fraterherren“ auf dem Bispinghof ein Kloster erbaut und sich besonders in der Büchermalerei ausgezeichnet. In ihren Bildern mischt sich altdeutscher und niederländischer Stil, wie z. B. in einem Passionsgemälde.

In der Zeit der Renaissance zeichneten sich die beiden Ludger und Hermann tom Ring in Münster aus; ihnen ebenbürtig war Heinrich Aldegrever in Soest, die Brüder Viktor und Heinrich Dünwegge in Dortmund (um 1520). Im 18. Jahrhundert entstanden besonders die stattlichen Patrizierhäuser und auch hier und da Gemäldeansammlungen, namentlich in Münster. Sowohl Maler als Bildhauer und Baumeister werden jetzt allerwärts in Westfalen genannt. Um jene Zeit wurden auch die meisten der bedeutenderen Adelshöfe gebaut,

der Romberger-, der Erbdrostehof und andre. Von niedriger Herkunft, arbeitete sich ein hohes plastisches Talent in unserm Jahrhundert hervor. Wir meinen den Bildhauer W. Achtermann, von dem die berühmte Gruppe der Kreuzabnahme im Dome herrührt.

Der westfälische Kunstverein machte es sich besonders zur Aufgabe, historische Gemälde zu fördern, wie er unter andern den Maler C. Görke veranlaßte, mit seiner Szene aus den Wiedertäufern einen derartigen Cyklus zu eröffnen.

**Westfälische Dichter.** Mit einer flüchtigen Skizze über die bedeutendsten westfälischen Dichter wollen wir unsre Schilderung des Landes Westfalen beschließen. Voll Verehrung nennen wir zuerst einen der größten Lyriker, Ferdinand Freiligrath (geboren zu Detmold 1810), dessen Namen kein Deutscher aussprechen wird, ohne daß es ihm dabei warm ums Herz wird. Unwillkürlich citieren wir die gefühlsinnigen Verse eines seiner schönsten Lieder:

„O lieb' so lang du lieben kannst,  
O lieb' so lang du lieben magst,  
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,  
Wo du an Gräbern stehst und klagst.“

Wunderbar rührende Verse, die der Dichter als neunzehnjähriger Jüngling beim Tode seines Vaters in Soest dichtete.

Wir sind gewohnt, uns in Freiligrath vorzugsweise den Besinger exotischer Stoffe zu denken, den poetischen Weltumsegler, welcher mit brennenden Farben die Erhabenheit des Ozeans, die Vulkane Islands, die Sandwüste der Sahara, die Savannen Amerikas und den mit Tigern und Schlangen bevölkerten Urwald schildert. Wir nennen besonders seinen „Löwenritt“ und seinen „Mohrenfürst“. Diese Phantasien schöpfte der Dichter als junger Kaufmann zu Amsterdam beim Anblicke der Schiffe, welche Produkte aus fernen Zonen brachten. Daß es ihn aber trotzdem mit unwiderstehlicher Gewalt zu der lieben Heimat zog, klingt durch viele seiner seelenvollen Lieder. So in dem schönen Gedichte „Die Auswanderer“ in folgenden Versen:

„Wie wird es in den fremden Wäldern Euch nach der Heimatberge Grün, Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern, Nach seinen Nebenhügeln zieh'n!	Wie wird das Bild der alten Tage Durch eure Träume glänzend weh'n: Gleich einer stillen, frommen Sage Wird es euch vor der Seele steh'n!“
--	--

Und dieses Gefühl empfand er selbst, als er wegen seiner Teilnahme an den Ereignissen der Revolutionsjahre die Heimat verlassen und ein sorgenvolles Leben in der Fremde führen mußte.

Und was man auch sagen mag über seine politischen Anschauungen, seine Lieder waren durchweht von echter Vaterlandsliebe, waren geschrieben mit dem Herzblute eines Mannes, der an den Sieg der Volkssache glaubt. Ihn rührt besonders das Los der Armen und Unterdrückten im Vaterlande, die ihr Brot im fernen Weltteil suchen müssen. Zu welcher begeisterten Lohe seine Vaterlandsliebe emporloderte, bewiesen seine patriotischen Lieder aus den glorreichen Jahren 1870 und 1871. Wer kennt nicht das Prachtgedicht: „Hurra Germania!“:

„Mag kommen nun, was kommen mag: Fest steht Germania, Dies ist Alldeutschlands Ehrentag: Nun weh' dir, Gallia!	Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib, Ein Wille sind wir heut, Hurra, Germania, stolzes Weib, Hurra, du große Zeit!“
---	--

Ferner das kernige Gedicht „So wird es geschehen“ (Ca ira):

„Und ihn, der sich währte den Herrscher der Welt,  
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!  
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz  
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz.“

Dann sein ergreifendes Lied: „Der Trompeter von Gravelotte“. Ebenso warm und innig fühlte Freiligrath für die Geliebte, für Weib und Kind. Eins der schönsten Liebeslieder ist sein „Ruhe in der Geliebten“:

„So laß mich sitzen ohne Ende,  
So laß mich sitzen für und für u. s. w.“

Auch als Übersetzer fremdländischer Gedichte ist Freiligrath unübertrefflich. Ja, manche seiner Übersetzungen, wie das bekannte Lied des Schotten Burns: „Mein Herz ist im Hochland“ galten für Originale und sind zurückübersetzt worden. Seine Liebe zur Heimat bekundet sein prächtiges, von uns im vorigen Bande mehrfach citiertes Einleitungsgebidicht zu seinem mit Levin Schücking gemeinsam verfaßten Werke: „Das malerische und romantische Westfalen“. Es führt den Titel: „Der Freistuhl zu Dortmund“ und enthält die Freisprechung seiner Heimat von all den ungerechten Anklagen, die man darauf gehäuft. Gewissermaßen als Freigraf sitzt der Dichter hier zu Gericht und schließt mit den Worten:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht,  
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,  
Wählt er die rote Erde für die gelbe.  
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht,  
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,  
Ein anderer und doch derselbe.“

So bekundet sich in unsres Dichters Herzen trotz seiner Vorliebe für die tropische Farbenpracht doch ein echt germanisches und spezifisch westfälisches Wesen. Wir finden in ihm den grübelnden Verstand, die leidenschaftliche Seele, die knorrige Charakterfestigkeit und die gigantische Kraft seines Volksstammes.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte der Dichter zu Kannstatt, wo ihn der Tod plötzlich inmitten seines dichterischen Wirkens abrief (1876). Dem Dichter, welcher durch die Eigenartigkeit seiner Werke eine neue Epoche in unsrer deutschen Lyrik anbahnte, widmete sein Freund Emil Rittershaus einen ehrenvollen Nachruf, worin es heißt:

„Wohl ward dem Dichter reichen Ruhmes Bier,  
Doch laß mich das zu höchstem Lobe sagen:  
Noch zehnmal höher stand der Mensch in dir;  
Und selten hat ein solches Herz geschlagen,  
So frei von Selbstsucht, ehrlich, g'rad und schlicht; —  
Was Weib und Kind und Freunden du gewesen,  
Was wir verlieren: — o das jagt sich nicht,  
Das kann nur Gott in unsrer Seele lesen.“ —

Nächst Freiligrath verdient Levin Schücking (geb. 1814 in Clemenswerth im Münsterland) hervorgehoben zu werden. Seine Gedichte zeugen von sittlichem Ernst, von einer idealen Auffassung des Lebens und wahrer Empfindung; hier und da herrscht die romantische Darstellungsweise („Waldsprache“) vor. Doch das Größte leistete er in seinen vielgelesenen und allseitig als vorzüglich gerühmten Novellen und Romanen. Mit Vorliebe entnimmt er seine Schilderungen und Helden

aus seiner Heimat, „der roten Erde“, meist aus den höheren Ständen, doch auch das Landvolk kennt er sehr genau. Von großem Einfluß auf ihn war außer Freiligrath besonders die treffliche Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff. Eine Zeitlang arbeitete er an der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und am Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ mit, bereiste England und Italien und ließ sich dann in Münster nieder. Er predigte in seinen Schriften besonders die wahre, nicht nur äußerliche Emanzipation des Mannes wie der Frau von allen drückenden Fesseln sozialer Verhältnisse.

Diese Tendenz weiß er auf das anschaulichste durchzuführen und zu variieren, und obwohl fast alle seine Romane in Westfalen spielen, leiden sie darum doch keineswegs an Einförmigkeit. Er führt uns in alle Kreise und Lebensverhältnisse seines Volkes in alter und neuer Zeit und schildert alle Zustände treffend und interessant. Adel, Bürgerstand und Landvolk treten lebensvoll und packend vor unsre Augen; sein Stil fließt klar und kräftig, besonders meisterhaft im Humor. Zu seinen zahlreichen Romanen gehören: „Die Ritterbürtigen“, „Eine dunkle That“, „Ein Sohn des Volkes“, „Ein Bauernfürst“, „Der Sohn eines berühmten Mannes“, „Paul Bronthorst“, „Die Rheider Burg“, „Frauen und Rätzel“, „Verschlungene Wege“, „Schloß Dornegge“ u. v. a.; allein wir können hier nicht alle nennen. Auch schafft der äußerst fruchtbare Autor stets noch neue Werke, von denen manche vielleicht unsern Lesern bekannt sein dürften. Seine Gattin, eine geborne Luise v. Gall, ist ebenfalls als Schriftstellerin bekannt.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff, die „Philomele Westfalens“, stammt aus einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster, die sich ursprünglich von Deckenbrock nannten. Der Name „Droste“, soviel wie Truchseß, rührt von dem Ehrenamte eines ihrer Ahnen her; der andre Name „Hülshoff“ von ihrem spätern Besitztume, einer südwestlich von Münster gelegenen, ehemals festen Wasserburg. Unsre Dichterin ward 1797 auf dem väterlichen Erbgute geboren. Sie war ein zartes, schwächliches Kind, zeigte aber schon frühe hervorragende Eigenschaften des Geistes und Gemütes. Sie erwarb sich viele, für eine Dame seltene Kenntnisse, z. B. im Latein und in der Mathematik. Auch entwickelte sich in ihr sehr zeitig ein tiefer Sinn für alles Poetische; ja, sie dichtete schon im sechsten Lebensjahre. Nach mehrfach wechselndem Aufenthalte in Köln, Bonn und Koblenz und auf ihrem väterlichen Gute Rüschehaus bei Münster, dem Witwensitze ihrer Mutter, zwang sie ihre schwächliche Konstitution, ein milderer Klima aufzusuchen. Sie zog zu ihrem Schwager nach Meersburg am Bodensee, wo sie 1848 starb. Levin Schücking, welcher sie kennen und verehren gelernt hatte, nennt sie in seinem „Lebensbild“ „den reinsten, schönsten, rührendsten Typus echter Weiblichkeit.“ Und doch „streift sie durch die Tiefe ihrer Gedankenwelt, die Kraft und Kühnheit ihrer Sprache an das Männliche.“ Obwohl ihr aristokratisches Blut innewohnt, zeigt sie sich doch empfänglich für alle bürgerlichen und häuslichen Tugenden. Auffallend könnte es erscheinen, daß eine so feinfühlig angelegte Natur so wenig in der schwärmerischen Lyrik der Liebe gedichtet hat. Eine vorübergehende Neigung hat sie wohl (nach Levin Schücking) gehegt, doch blieben ihr die Gattenliebe und die Seligkeit der Mutterpflicht unbekannt. Nichtsdestoweniger konnte sie sich in diese Gefühle recht gut hinein versetzen. So ruft in ihrem lieblichen Gedichte „Junge Liebe“ ein Mädchen,

das zum erstenmal liebt und gefragt wird, was sie wohl thun würde, wenn sie ihre Mutter und ihren Geliebten zugleich in Feuergefähr wüßte, die herrlichen Worte aus: „Retten, retten würde ich Mama und zum Karl in die Flammen springen.“ Die Liebe der Gattin schildert sie sehr rührend in dem Gedichte: „Die beschränkte Frau“, die eben in ihrer Gottergebenheit und Gattenliebe ihre einzige Beschränktheit zeigt. Ebenso beschreibt ihr Gedicht: „Die junge Mutter“ die Mutterliebe auf das ergreifendste. Ihr sittlicher Ernst wendet sich oft mit Betrübniß von den modernen Lebensverhältnissen ab und der bessern Vergangenheit zu („Vor 40 Jahren“, „Alte Kinderzucht“). Den sogenannten Blaustrümpfen ruft sie zu, „zur Natur und Wahrheit, zur Frömmigkeit und zum häuslichen Leben zurückzukehren“, sie predigt ihnen Bescheidenheit, warnt sie vor „falscher Sentimentalität“ und vor „frivolen Emanzipationsgelüsten“. Am bedeutendsten ist ihre Begabung in der zarten innigen Darstellung des Naturlebens; dabei kommt ihr eine wunderbare Phantasie zu Hilfe. So schildert sie in ihrem Gedichte: „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ die Schönheit und Erhabenheit der Alpenwelt, ohne sie je gesehen zu haben. Am berühmtesten sind wohl ihre „Heidebilder“, um so mehr, als jedem Uneingeweihten eine Heide wenig Poetisches erscheinen dürfte. Aber wie dringt ihr Dichterauge in das Leben und Weben der auf Grashalmen und in Sträuchern waltenden Natur! In der poetischen Detailmalerei übertrifft sie alles bisher Dagewesene. Wir verweisen nur auf das eine Gedicht „Die Lerche“. Auch den schaurigen Ton der Ballade traf sie sehr glücklich. Das von uns oft citierte Prachtwerk: „Das malerische und romantische Westfalen“ hat sie mit herrlichen Balladen bereichert. Wir erinnern nur an die von der Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr“. Ihre Kunst, alte Sagen poetisch zu gestalten, beweisen unter anderm die packende Gespenstergeschichte „Der spiritus familiaris des Kofttäuschers“ und „Der Knabe im Moor“.

Eine wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit bekundete sie in ihrer Sammlung religiöser Gedichte, betitelt „Das geistliche Jahr“. Nach Levin Schücking „war sie ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden“, darum verweilt sie auch bei ihren historischen und politischen Gedichten nicht mit Wollust bei Blut und Wunden, sondern es bricht ihr tiefstes Mitleid mit allem fremden Elend auf das schönste und rührendste hervor. Trotzdem, daß ihre Phantasie gern, ähnlich wie die Freiligraths, in die Ferne schweift, ist sie doch durch und durch eine echt deutsche und speziell westfälische Natur. Davon legt z. B. ihre vorzügliche Novelle „Die Judenbuche“ glänzendes Zeugniß ab. Darum widmet ihr Emil Rittershaus in seinem Nachrufe folgende treffende Verse:

„Mitten im Eickamp, wo die Drossel baut  
Ihr Nest im Lenze unterm grünen Zelt,  
Mitten im Eickamp, wo im Heidekraut  
Der Bienen Schar im Herbst die Ernte hält,  
Dort dir ein Grab auf roter Erde Grund!  
Du hast's ersehnt, ersehnt in mancher Stund'!  
Was du gehofft, nicht durftest du's gewinnen,  
Du Königin der deutschen Dichterinnen!

Westfälisch Land — wer hat wie du gefannt  
Das Volk mit blondem Haar und blauem Aug'!  
Wer hat wie du in Wort und Reim gebannt  
Des Sachsenstammes Denken, Thun und Brauch?



Der Heidesput, wie ihn der Hirte schaut  
Im Felde, wenn mit leisem Klage laut  
Die mitternächt'gen Winde sich erheben —  
Du hast im Liebe ihm Gestalt gegeben!“ —

Hiermit hätten wir die bekanntesten und berühmtesten Namen westfälischer Dichter genannt. Andre, wie Viktor v. Strauß, Diepenbrock, Löher, näher zu besprechen, würde uns zu weit führen. Auch hat es Dichter und Dichterinnen gegeben, die sich zeitweilig in Westfalen aufgehalten und die „rote Erde“ in ihren Werken verherrlicht haben. Dahin gehört der von uns bereits im vorigen Bande erwähnte Dichter aus dem Wuppertthale Emil Rittershaus, ferner Karl Immermann mit seiner meisterhaften Schilderung des „Oberhofes“, und Luise Hensel, deren rührend fromme Gedichte: „Beim Lesen der heiligen Schrift“ und „Müde bin ich, geh' zur Ruh!“ wohl jedermann bekannt sein werden. Endlich dürfen wir nicht den Verfasser des komischen Heldengedichtes „Die Jobstade“, nämlich R. A. Kortüm aus Bochum, vergessen. Neuerdings hat Weber mit seinem Epos „Dreizehnlinden“, welches die Umgegend von Corvey besingt, großes Aufsehen erregt. Auch das westfälische Platt hat, ähnlich wie das Mecklenburger, seine Dialektdichter gesunden. Wir erinnern z. B. an Franz Essink von Landois (pseudonym: „de Isel mott“, d. h. „der Esel muß“, franz. L'âne doit), ferner an Franz Gieses und Zumbrocks Schriften.

Wir konnten in Vorstehendem bei weitem nicht erschöpfen, was das Land Westfalen an landschaftlichen Schönheiten, an schätzenswerten Vorzügen seines Volkes in Charakter und Sitte, an hervorragenden Leistungen in Handel, Kunst und Industrie, an Männern der Wissenschaft (wie Klostermeier, Gieses u. a.) und Zierden der Litteratur darbietet; doch ist es uns vielleicht gelungen, die weitverbreiteten Vorurteile von dem sogenannten „Deutschen Bötien“ zu widerlegen. Sonst müßten wir unsern Lesern empfehlen, noch einmal das herrliche Widmungsgedicht Freiligraths: „Freistuhl zu Dortmund“ nachzulesen, worin der Dichter die ruhmreichen Vertreter der Geschichte Westfalens, einen Hermann und Wittekind, die Götter, Sagenhelden und Elfen, die in den Wäldern und Ruinen seines Heimatlandes weben, heraufbeschwört, die herrlichen Ströme Weser, Ruhr, Lenne, Ems und Lippe einladet, zu erscheinen mit den Förderern des Handels und der Industrie und vor allem das fernige und kräftige Landvolk mit den Versen:

„Und du zuletzt, der alles inne hält:  
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,  
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!  
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,  
Zeig es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,  
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten.“

Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,  
Wie an den Herd du meinen Sessel rückst,  
Wie du mich bittest: Ich, als wär's dein Eigen!  
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrest,  
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,  
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen.“